

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Josef Alferts: Zwischen Amboß und Hammer. Dem Leben nacherzählt

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Erzählungen und Gedichte

Zwischen Amboß und Hammer

Dem Leben nacherzählt

VON JOSEF ALFERS

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, lebte um die Zeit, als die neue Kirche in Emstek gebaut wurde, auf dem Brink eine Kötterfamilie im kleinen, strohgedeckten Fachwerkhaus. Sie besaßen reichlich einen Hektar Land und einen kleinen Garten. Dazu gehörte die Großmutter, ihr vierzigjähriger Sohn und dessen Frau, ihr siebenjähriger Enkel **Josef** sowie das 3-jährige **Mariechen**. Der Name des Kleinbauern tut nichts zur Sache. Wir wollen ihn einfach Pohlen **Korl** nennen.

Schon vor dem Beginn unserer Geschichte hatte es mit der Unglückssträhne begonnen. Nachdem beide Schwestern ausgeheiratet waren, starb kurz darauf der Großvater. Krankheit und der Sterbefall kosteten viel Geld. Die Schwestern beanspruchten außerdem das ihnen zustehende Erbteil. Korl war lange Zeit über Land gelaufen, um einen Mann zu finden, der ihm die Summe von 250 Talern vorstrecken könne.

In der Nachbarbauerschaft hatte endlich ein Bauer sich bereitgefunden. Dafür mußte Korl jährlich 10 Taler Zinsen abtagelöhnern. Als Lohn gab es damals neben der Kost 18 Grote, gleich 72 Pfennige je Tag, also in vier Tagen 1 Taler. Für den Abtrag mußten Korl und seine Frau in der Ernte jährlich sogar 10 Taler aufbringen. Als Erntelohn gab es neben der Kost 24 Grote, gleich 96 Pfennige.

Fünf Jahre lang hatten Korl und seine Frau die Fronarbeit getan. Sie lastete schwer auf ihnen. Als sie gerade Hoffnung hatten, ihrer Schulden ledig zu werden, suchte neues, schweres Unglück die Familie heim. Es war in einer Herbstnacht. Korl und seine Frau erwachten vom Brüllen ihrer Kuh und einem Sausen. Zu ihrem Schrecken bemerkten sie, daß ihr Haus in hellen Flammen stand und sprangen aus dem Durk. Korl rief zuerst die Großmutter, die schon wach war. Dann riß er den schlaftrunkenen Josef aus dem Bett. Er sah auch, wie seine Frau mit der kleinen Maria zur Seitentür lief, gefolgt von der Großmutter, die einen armvoll Kleider zusammengerafft hatte.

Eben stieß Korl die große Dielentür auf, um noch die Kuh hinauszutreiben, da rutschte das ganze brennende Strohdach herunter. Eine Wolke von Staub, Rauch und Funken hüllte Korl ein. Er und der Junge taumelten aber ins Freie, wo herbeigeeilte Nachbarn sie auffingen und wegführten. An die





Alte Bauernhauslandschaft in Osterfeine

Foto Alwin Schomaker-Langenteilen

Rettung der Kuh und des Mobiliars war nicht zu denken, zumal im gleichen Augenblick das nahestehende Nachbarhaus in Flammen aufging und alle Leute dorthin liefen.

Korl hatte sich wieder zusammengerafft. Nun hörte er von der Seite des brennenden Hauses her das erregte Rufen der Großmutter und das Schreien der kleinen Maria. So schnell, wie seine vom Rauch geschmerzten Augen erlaubten, ging er dem Rufen nach. Was er sah, erschütterte ihn mehr als das vom Feuer zerstörte Haus. Halb verwirrt war seine Frau, zudem noch in hoher Hoffnung, nach Verlassen des brennenden Hauses den Gartenweg entlanggelaufen, dort aber über eine Schiebkarre mit Rüben schwer gestürzt. Sie hatte sie nachmittags selbst geerntet und lag nun bewußtlos daneben.

Um sie fortzuschaffen, mußte Korl vom Nachbarhause Hilfe holen. Die Großmutter und die weinende Maria blieben bei der Gestürzten. Als endlich Hilfe kam, wurde die Frau in einem der Nachbarhäuser untergebracht. Man holte die Wehmutter. Diese ließ sogleich den Pfarrer bestellen und einen Arzt benachrichtigen. Als der vom 8 km entfernten Städtchen eintraf, war es zu spät. Die Mutter und ihr Büblein gehörten nicht mehr zu den Lebenden.

Wie Korl und die Großmutter die ersten Tage nach dem Schreckensabend überlebt hatten, wußten beide später nicht zu sagen. Nur Josef war froh, daß die Ziege vom Nachbarn gerettet werden konnte. Der Stall vor dem Haus hatte eine Tür gehabt. Alles andere war vom Feuer vernichtet worden. Die Familie richtete sich in der Scheune eines Nachbarn notdürftig ein. Mitleidige Menschen schenkten das Nötigste; denn es fehlte an allem. Erst als die Beerdigung von Frau und Kind vorüber war, kam Korl dazu, seine Lage zu überdenken. Die Familie stand gänzlich mittellos dar. Auch die Ernte und die Kuh waren mitverbrannt. Ein Neubau des Hauses schien vorerst ganz unmöglich.

Da wurde ihnen von dem Bauern, der ihm vor Jahren das Geld gegeben hatte, ein leerstehendes altes Heuerhaus angeboten. Ja, er lieh dem Korl noch eine beträchtliche Summe Geldes dazu. Korl sollte sie als Tagelöhner abverdienen. Froh für den Winter eine Unterkunft gefunden zu haben, griff er zu, freilich nicht ohne gewisse Beklemmung vor etwas Bedrohlichem, das später prompt eintraf.

Den Winter über ging die Sache gut. Korl bekam die Kost auf dem Hofe. Da Kartoffeln, Rüben und Kohl beim Brand nicht gelitten hatten, wurde der Hunger von seiner Familie ferngehalten. Auch schenkten mitleidige Leute hier und da einen Scheffel Roggen.

Korl, dessen Tagelohn der Bauer für die Zahlung der Zinsen und als Abtrag des Kapitals einbehielt, geriet in Geldnot. Als er anderweitig tagelöhnern wollte, kam er derart mit seinem Gläubiger aneinander, sodaß dieser das geliehene Kapital kündigte. Vergeblich suchte die Frau des Bauern zu vermitteln. Korl konnte nicht zahlen, und sein Hofgrundstück wurde verkauft. Keiner wagte den Bauern zu überbieten, weil man ihn fürchtete. So gelangte er billig in den Besitz von Korls Grundstück. Eine lächerlich geringe Summe, die das geliehene Kapital überstieg, wurde ausbezahlt. Dies hütete Korl nun wie einen Augapfel.

Der Unglücksrabe bekam einen anderen Heuervertrag und brauchte nur drei Tage in der Woche für das Häuschen arbeiten. Die letzten drei Tage konnte er für die Bedürfnisse der Familie verwenden. Während Korl jeden Tag auf Lohn ging, besorgte die Großmutter mit den Kindern den kleinen Garten und ein winziges Stück Kartoffelacker. Jedoch der Gram über das viele Unglück zerrte an ihrer Lebenskraft. Außerdem hielt die magere Kost sie nicht bei Kräften. Als der November mit seinen grauen Nebeln sich über das Land senkte, stand Korl eines Tages fassungslos mit seinen Kindern am Lager der toten Großmutter. Sie war nur einige Tage unapfänglich gewesen. Der trauernde Mann mit den Kindern wurden zwar bedauert, aber helfen konnte ihnen keiner.

Der Winter kam, und das böse gesinnte Schicksal gab Korl den Rest. Bei Frost und Glatteis stürzte er eines Tages so schwer, daß er zweimal das Bein brach. Er wäre nachts bestimmt erfroren, wenn niemand seine Hilferufe gehört hätte. Man brachte ihn nach Hause. Die Bäuerin und eine Frau aus dem Dorfe sahen um Gotteslohn nach dem Kranken und gaben den Kindern Anweisung für die Pflege. Voll Schrecken sah Korl, wie der Rest seiner Ersparnisse dahinschmolz. Nach zweieinhalb Monaten konnte er vom Krankenlager wieder aufstehen. Aber sein Bein war so verwachsen, daß er zu schwerer Arbeit unfähig blieb.

Der Bauer aber war nur an Korls solide Arbeitskraft interessiert. Da diese durch das Unglück ausfiel, kündigte er die Heuerstelle. Korl und seine beiden Kinder fielen nunmehr der Armenhilfe des Kirchspiels zur Last. Zu damaliger Zeit wurden „Ortsarme“ vom Armenpfleger des Kirchspiels, dem Armenvater, ausverdungen. Für den schuldlos Armen, wie Korl einer war, bedeutete es eine demütigende Erniedrigung, wenn keiner ihn nehmen wollte. So erhielt er im Armenhaus des Kirchspiels eine notdürftige Unterkunft zugewiesen.

Seinen Unterhalt empfing der Unglückliche als „Reihumesser“. Jeder Dorfbewohner war nach bestimmtem Plan verpflichtet, den „Dorffräter“, wie diese bedauernswerten Menschen genannt wurden, für einen Tag mit Essen zu versorgen. Oft genug ließ man deutlich fühlen, wie wenig willkommen Korl und seine Kinder waren. Gleichwohl gab es auch mitleidige Menschen, die aus Nächstenliebe Gutes an ihnen taten.

Der schwergetroffene Korl merkte, daß das Schicksal ihn zermürben würde. Sein schlecht geheiltes Bein bereitete ihn oft große Schmerzen. Es zog das Wasser in sich und schwoll an. An solchen Tagen mied er Leute, die unwirsch waren, und hungerte lieber, obwohl er mehr und mehr von Kräften kam.

Um Weihnachten war es frostklar. Korl war zur Weihnachtsmesse gewesen. Er hatte die Festtage bei mitleidenden Menschen verbracht. In der nächsten Zeit bliesen Ostwinde mit schneidener Kälte. Dichtes Schneegestöber kam auf, und niemand vermißte den Korl, bis einer der Mitbewohner ihn tot im Bette vorfand. Die Leiche war schon hart gefroren.

Zur Beerdigung an einem beißend kalten Wintertag erschien außer den beiden Kindern und den nächsten Verwandten fast keiner. Korl hatte, vom

Schicksal verfolgt, die Erde verlassen. Nachher war es, als ob die Kinder sein schweres Erbe antreten sollten.

★

Josef, der Sohn, war an eine ältere Witwe verdungen worden, die etwa drei Kilometer vom Kirchdorf entfernt auf einem kleinen Kotten lebte. Wären die Schule und der Lehrer nicht gewesen, hätte der Junge mehr Freude haben können an seinem Jungenleben, das bei der alten Frau in beschauliche Bahn verlief.

In der Schule wurde er oft, mitunter unverdient, zum Prügelknaben. Wenn die Rangen irgendetwas angestellt hatten, gaben sie „Job“ einfach als den Täter an. Er mußte sich für die anderen über die Bank legen, und bekam vom alten Lehrer Hellebusch eine Senge auf die Kehrseite verpaßt, daß ihm Hören und Sehen verging. Sobald er seine Unschuld beteuerte, schrien die anderen grinsend: „Er lügt. Er lügt!“ Das hatte meist zur Folge, für seine Hartnäckigkeit weitere gesalzene Streiche, die wie Feuer brannten, hinnehmen zu müssen. Nach dem Unterricht erklärten ihm die Mitschüler höhnisch lachend, soviel Dummheit, wie er heute wieder an den Tag gelegt habe, hätte eigentlich noch mehr Haue verdient. Auf dem langen Schulweg hatte Job reichlich Zeit, seine geschundene Kehrseite zu reiben und über die Ungerechtigkeit in der Welt nachzudenken. Der Tag war ihm dann verdorben. Der Junge blieb einsilbig; denn er wußte, daß er mit seiner Beschwerde nirgends Erfolg haben würde.

Nach seiner Schulentlassung wurde Job als Kuhjunge zu einem Bauer verdungen. Dort hatte er es nicht besser und schlechter als andere. Herbe Kost und harte Arbeit waren sein Los. Aber im Herbst wurde es für ihn schlimmer. Mit dem Kleinknecht, einem sechszehnjährigen Jungen aus dem Dorfe, teilte er an der linken Seite der großen Dielentür über dem Pferdestall seine Schlafbude.

Auf der rechten Seite lag die Kammer des Großknechtes über dem Pferdestall. In dessen Kammer hingen auf einem Gestell die beiden Kutschgeschirre, der Sattel mit Zaumzeug, eine Reitpeitsche und ein Paar Reitstiefel. Als der Großknecht im Herbst zu den Soldaten mußte, kam ein neuer, eben von den Soldaten entlassen. Dieser gab sich großmäulig und angeberisch und war ein Rotkopf. Wenn er getrunken hatte, benahm er sich wie ein Saldist und Schinder. Job bekam das besonders zu spüren.

Zuerst ging alles gut. Eines Nachts kam der Rotkopf angetrunken heim, weckte Job und nahm ihn mit auf seine Kammer. Der Kleinknecht merkte Jobs Weggang vor Schlaftrunkenheit gar nicht. Für den armen Jungen kam eine böse Stunde. Rotkopf drohte ihn mit Hölle und Teufel, wenn er einen Ton vor sich gäbe, oder von der Sache irgendetwas erzähle. Er wolle ihm nur einmal zeigen, wie man zum richtigen Soldaten gemacht wird.

Job mußte sich stramm stellen. Zum Nachdruck seiner Befehle zog der Großknecht ihm ein paar Hiebe übers Kreuz, Job hätte fast vor Schmerz und Schreck aufgeschrien, wenn ihm im Schein der alten Stallaterne die Augen seines Gegenübers nicht so angefunkelt hätten. Er übte Hinlegen und in Kniebeuge hüpfen. Es galt unter das Bett zu kriechen und über die Bettstelle zu springen. Zuletzt mußte der Junge das Bett für den Quäler bauen.



Wenn es nach Meinung des Roten nicht schnell genug ging, wurde in gefühlvoller Weise nachgeholfen. Als Job schweißnaß mit einem „Raus“ in seine Kammer zurückjagte, war er heilfroh. Aber ein ohnmächtiger Haß stieg in ihm auf.

Schon mehrmals hatte Job solche Schreckenszenen erlebt. Angesichts der Drohungen wagte er nicht einmal, dem Kleinknecht davon zu erzählen. Zu wem sonst hätte er gehen sollen. Doch eines Tages platzte die Sache. Als Job wieder einmal nachts exerzieren mußte, kam ein Nachbar zum Bauern ans Fenster und bat um Hilfe bei einer kalbenden Kuh. Dieser trat auf die Diele, um den Jungen zu wecken. Da sah er aus der angelehnten Tür des Großknechts einen Lichtstrahl und hörte Stimmen. Leise stieg er einige Sprossen der Leiter hoch. Was er dann sah, ließ ihm die Zornröte ins Gesicht steigen: Der Knecht trug des Bauern Reitstiefeln und eine Soldatenmütze. Er übte mit Job, der im Hemd stand und Schweißtropfen auf der Stirn hatte. „Aufsitzen“ im Sattel auf dem Gestell. Der arme Bursche mußte die Knie beugen, sich hinlegen und wieder aufstehen. Wenn es dem Pseudokorporal nicht zügig genug ging, half ein kräftiger Peitschenhieb nach. Für jeden Laut zischte es drei Hiebe.

Plötzlich flog die Tür auf. Der Bauer stand im Rahmen und donnerte: „So etwas geht in meinem Hause vor!“ Er mußte sehr an sich halten, befahl dem Großknecht, sich fertig zu machen, da sie zum Nachbarn müßten, und rief den Kleinknecht. Den verdatterten Job schickte er ins Bett. Darauf gingen die drei zum Nachbarn, und es war schon fast hell, als sie heimkamen.

Job wurde geweckt. Der Bauer nahm ihn mit zu seiner Frau in die Stube. Beide besahen sich den mit Striemen bedeckten Jungen. Sie waren höchst erstaunt, als Job unter angstvollem Druksen erklärte, schon vier oder fünf Mal eine solche „Übung“ erlebt zu haben. Jedesmal sei der Knecht betrunken heimgekommen. Als die Bauersleute weiter erfuhren, daß der Knecht nachts ausritt und Pferd, Sattel und Stiefel immer geputzt haben wollte, lief ihnen die Galle über. Der „Korporal“ wurde gerufen. Man erklärte ihm, ihn nicht der Polizei zu melden und aus dem Dienst zu jagen. Aber er habe sich zu Lichtmeß einen neuen Dienst zu suchen, und Job solle er mindestens drei Taler Schmerzensgeld zahlen. Rotkopf willigte widerwillig ein, und Job war erlöst.

Der Bauer vermittelte den Jungen eine Lehrstelle bei einem tüchtigen Zimmermeister. Dort erfuhr der Lehrling, daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind. Nach vollendeter Lehrzeit ging Job als Geselle auf Wanderschaft. Er arbeitete sogar vier Monate in Holland als Schiffsbauer in Rotterdam. Mit einem erstklassigen Zeugnis kam er zurück nach Deutschland und trat beim alten Meister als Geselle ein.

Bald war Kirmes im Dorf. Job feierte mit mehreren Gesellen in einer Wirtschafft seine Heimkehr. Bei einem Glas Bier erzählte er von seinen Erlebnissen. Da torkelte der Rotkopf, der im Nachbardorfe Dienst tat, in die Wirtsstube und pöbelte die Gäste an. Plötzlich sah er Job und schrieb: „Dich werde ich jetzt fertig machen! Jetzt sollst du kriechen vor mir, noch ganz anders wie damals, als du mich beim Bauern verpetzt hast!“ Job, der keinen Streit wollte, verließ das Lokal. Der andere folgte. Vor dem Hause drohte eine deftige Prügelei. Job hatte sich bis jetzt passiv verhalten. Doch plötz-

lich sah er rot, als er angeschrien wurde, die ergaunerten drei Taler Schmerzensgeld zurückzugeben. Wie Feuer brannten die erlittenen Striemen. Wild schlug er auf seinen Gegner ein, der aus einer Kopfwunde und aus der Nase blutend plötzlich reglos am Boden lag. Job glaubte ihn tot und verschwand in der Dunkelheit.

Am anderen Morgen wunderten sich Meister und Gesellen über das Fehlen von Job. Sie ahnten einen Zusammenhang, als Jobs Kleiderbündel und des Meisters Pferd verschwunden waren. Das Pferd kam am anderen Morgen zurück. Es trug ein Pappschild mit Namen und Wohnort des Meisters. Vom Reiter selbst hörte man vorerst nichts. Vier Jahre später traf ein anderer Auswanderer seinen ehemaligen Mitgesellen Job durch Zufall in Cincinnati wieder. Diesem fiel eine ungeheure Last vom Herzen, als er hörte, daß Rotkopf nicht tot und ins Rheinland verzogen sei. Der Gedanke an seine Schuld war eine fürchterliche Last gewesen. Nun fühlte Job sich frei; aber in die Heimt zurück, die er deswegen verlassen hatte, wollte er nicht.



Auch Josefs Schwester Mariechen lernte früh die düstere Seite des Lebens kennen. Etwa 5 Kilometer vom Kirchdorf entfernt, lag in einer Bauerschaft ein großer Hof. Dorthin wurde sie als Kindermädchen verdungen. Auf dem Hofe wohnten die alte Bäuerin und ihr Sohn mit Frau und zwei Kindern, der vierjährigen Mariele und dem kleinem Heiner. Dazu gesellten sich der Großknecht und Anton, ein 13 jähriger Junge, der als Waise ebenfalls vom Armenvater untergebracht war, und die Magd Gertrud.

Die junge Bäuerin, stammte aus dem Nachbarkirchspiel und hatte ein eigenartiges, ja abstoßendes Naturell. Sie war herb, verschlossen, unwirsch, brutal und voller Härte gegen ihre Untergebenen. Selbst den Dorfbewohnern gegenüber zeigte sie sich barsch. Man hatte ihr den Namen „Steinerne Marie“ gegeben. Mägde blieben nicht länger als vier Wochen. Was der böse Charakter der Steinernen Marie nicht besorgte, taten die Dörfler. Die Hausbewohner litten sehr darunter, zumal der Bauer und seine Mutter gutmütig waren. Aber den Großknecht respektierte die Bäuerin. Er hatte ihr mit ernstem Gesicht Prügel angedroht, wenn sie ihm zu nahe käme. Für ihn sei der Bauer zuständig. Das konnte er sich leisten, weil er tüchtig war.

Anton, der Junge, wußte ein Lied von seiner Bäuerin zu singen. Wie manche Ohrfeigen hatte er einstecken und wie oft des Abends ohne Essen ins Bett gehen müssen! Am schwersten tat sich Gertrud mit der Steinernen Marie. Als uneheliches Kind und Waise hatte sie dem Versprechen eines jungen Mannes geglaubt, der ein Nichtsnutz war. Als er sie heiraten sollte, lachte er zynisch: Eine dumme Gans wie sie und arm noch dazu, möge er nicht! Dann war er außer Landes gegangen:

Gertrud wollte sich von ihrer kleinen Tochter nicht trennen und war von der Armenpflege zu der Steinernen Marie verdungen worden. Auf dem Hof hatte man ihr in einem Nebengebäude zwei winzige Zimmer als Bleibe hergerichtet. Man mochte nicht mit ihr unter einem Dache wohnen. Dort lebte sie mit ihrem Kinde; in voller Abhängigkeit und fast ohne Lohn. Aber sie war froh, ein Unterkommen zu haben. Sie fühlte dauernd den Finger, der spitz auf sie zeigte.



In dieses Milieu kam nun Mariechen, die oft in ihr Kissen weinte, wenn die Frau sie rauh und roh angefahren hatte. Wegen geringster Vergehen setzte es harte Schläge. Über Tag ging sie mit Anton zur Schule. Nachher waren Kinder zu betreuen, Botengänge zu machen und dergleichen. Anton mußte nach der Schule Feuerung heranschaffen und drei Schubkarren voll Rüben täglich aus der Miete holen, an Samstagen sechs, die dann von ihm und Mariechen abends noch gereinigt werden wollten. Eines Tages geschah das, wodurch Mariechens Los eine Wendung erfuhr. Zur ihren Pflichten gehörte es, zweimal wöchentlich einen Korb voll Eier zum Krämer im Dorf zu bringen. Der Eierkorb wurde in einen vierradrigen Handwagen gestellt. Hinten auf einem Kissen saß Heiner und schrie vor Freude, wenn Mariechen mit dem Wagen davonzog. Die kleine Mariele lief meist hinterher. Beim Krämer wurden die Eier gezählt und ins mitgebrachte Buch geschrieben. Mariechen bekam ein Stück Zucker, und die drei zogen wieder ab.

Auf dem Rückweg erschranken die Kinder heftig, als sie vor dem Nachbarhof den großen Bullen stehen sahen, der offenbar ausgebrochen war. Ob nun die roten Röcke der Kinder ihn erregten, jedenfalls kam er zornig brummend auf sie zu. „Mariele lauf!“ schrie Mariechen und hastete mit dem Wagen hinterher. Aber kurz vor dem Hoftor stürzte der Wagen auf dem holprigen Wege um und Heiner rollte heraus. Entsetzt schrie Mariechen auf. Sie sah den Bullen herankommen, ließ den Wagen liegen, ergriff den schreienden Heiner und lief, ihn auf den Armen tragend, dem Hause zu, das sie glücklich erreichten.

Der Bauer und der Knecht, die nebenan auf dem Felde arbeiteten, waren durch das Gebell des Hundes aufmerksam und Zeugen des Vorfalles geworden. Der Bulle erreichte das Wägelchen, fegte es mit einem Stoß zur Seite und wühlte mit den Hörnern im Kissen herum, daß die Federn haushoch flogen. Erst dem Knecht gelang es, ihn mit dem Hund zum Nachbarhof zurückzutreiben.

Der Bauer war indessen nach Hause gelaufen und kam gerade zur rechten Zeit. Mariechen hatte sich mit Heiner in der Küche auf einen Stuhl gesetzt. Sie wollte den Frauen den Unfall berichten, brachte aber vor Aufregung und Überanstrengung kein Wort heraus. Nur das vom Umkippen des Wagens verstanden sie. Als Frau Marie ihren Heiner, der leicht blutete, sah, wurde sie zur Furie. Mariechen wußte nicht wie ihr geschah. Sie erhielt unversehens schallende Ohrfeigen und mußte eine lange Schimpfrede anhören. Diese gipfelte in den Befehl, daß das Mädchen ohne Essen bis 10 Uhr auf der Bodenkammer knien sollte, wo Ratten und Mäuse sie fressen sollten. Die Frau kannte die panische Angst des Mädchens vor solchem Ungeziefer . . .

Den Handfeger ergreifend wollte sie das vor Schmerz und Angst lautweinende Kind zur Kammer treiben, als der Bauer hereinstürmte. Im Nu übersah er die Lage, ergriff seine Frau bei den Schultern und schüttelte sie, daß der Handfeger zu Boden fiel. Dann herrschte er sie an, wie sie es noch nie erlebt hatte: Marie du solltest dich schämen, statt Mariechen so zu erschrecken, solltest du ihr eher auf den Knien danken. Sie hat dem Heiner das Leben gerettet!“

Mariechen wußte nicht, wie ihr geschah, als der Bauer sie an sich drückte, ihr dankte und sagte, er habe gesehen, was sie für den Jungen tat. Ein schönes neues Kleid solle sie bekommen. Wenn sie erwachsen sei, werde er besonders an sie denken.

Ja, was machten die Frauen für Gesichter, als sie den Hergang erfuhren! Die Großmutter bedankte sich. Auch die Steinerne Marie murmelte etwas, das wohl danke heißen sollte. Besonders stolz war Anton. Er erklärte Mariechen, wenn er groß sei, würde er sie bestimmt heiraten. Josefs Schwester wußte nicht wohin mit ihrer Freude, als sie ein neues rotes Samtkleid erhielt, dazu ein Paar neue Schuhe. Nun brauchte sie den Weg zur Schule nicht in Holzschuhen zu machen. Besonders wohl tat es ihr, daß sie nie mehr Schläge bekam.

Aus den Kindern waren Erwachsene geworden. Eines Tages hatte Anton seine Soldatenzeit hinter sich und kam zu seinem Bauern, wo Mariechen nun als große Magd diente. Er wollte sein Versprechen einlösen. Mariechen sagte freudig ja dazu. Auch der Bauer hatte sein Versprechen nicht vergessen und stiftete ihr eine Brautaussteuer, die sie nicht erwartete. Mariechens Nachkommen leben heute schon in der vierten Generation.

Morgenwandern

VON JOSEF ALFERS

*Frohgestimmt geh ich des Weges,
Meinen Handstock in der Hand,
Freuend mich an bunten Bildern,
Durch das sonnenhelle Land.
Glitzernd hängt noch Tau am Grase,
Noch an Blumen, Blatt und Strauch.
Weit am Horizont zieht Nebel
Wie ein feiner blauer Rauch.
Tausend Vogelstimmen hör ich
Aus Gebüsch vom Waldesrand,
Hör den Kibitz „kiwitt“ rufen,
Entenruf am Weiherstrand.
Höher steigt der Sonnenbogen
Und ich mache fröhlich Rast.
In der großen Wirtshausstube
Bin ich wohl der erste Gast.
Herzerfrischt nach kühlem Trunke,
Zieh ich weiter meinen Weg.
Wandern möcht ich, immer wandern,
Bis ich mich zur Ruhe leg!*

